

Illustriertes Sonntags-Blatt

Beilage zur
Deutsch-Ostafrikanischen Zeitung
 S. m. b. H., Daresalam.

1914. * Nr. 17

Unter fremden Leuten.

Geschichte eines jungen Mädchens von Heinrich Köhler.
 (Fortsetzung.)

Gertrud aber blieb bei ihrer Ablehnung. Sie fühlte sich in diesem Kreise unbeschreiblich unbehaglich, und das Werben um ihre bescheidene Person erregte ein gewisses Mißtrauen in ihr.

„Steiner,“ rief die Baronin schließlich, „machen Sie doch Ihren Einfluß geltend und bewegen Sie das Fräulein, bei uns zu bleiben.“

„Auch wir legen Ihnen unsere ergebenste Bitte darum zu Füßen“, wünschte sich einer der jungen Herren ein.

„Sie bleiben also bei uns,“ wiederholte die Baronin, „es ist abgemacht.“

In fast zudringlicher Weise wurde Gertrud nun von allen Seiten bestürmt. Die Baronin ergreift sogar ihre Hände und sprach noch weiter dringend auf das junge Mädchen ein.

„Entschuldigen Sie, Frau Baronin,“ sagte Gertrud, „sich frei zu machen suchend, „ich fühle mich nicht wohl heute, ich bin so nervös und abgewannt, daß ich mich verabschieden muß.“

„Es ist wahr, Sie sehen blaß aus,“ sagte Herr Steiner, „Sie sind der Ruhe bedürftig.“

„Sowohl. Darum wünsche ich schleunigst nach meiner Wohnung zurückzukehren“, antwortete Gertrud kühl.

Er merkte ihr deutlich an, daß sie unzufrieden war. Und es schien jetzt auch sein eigener Wunsch zu sein, daß sie nicht hier blieb.

„Ich will Ihnen eine Droschke holen lassen. Sie haben recht, Sie müssen nach Hause und man muß für Sie sorgen“, sagte er väterlich.

Mit diesen Worten verließ Herr Steiner das Zimmer.

Gertrud wurde inzwischen von den Anwesenden umringt und jeder gab ihr einen besonderen Rat gegen ihre Unpäßlichkeit. Aber es lag zu viel Ironie darin, so daß sich das junge Mädchen nur dadurch beleidigt fühlen mußte. Die Baronin sowohl wie ihre Freunde höfsten ihr ein immer stärkeres Mißtrauen ein.

Sie wartete ungeduldig auf die Rückkehr des Herrn Steiner, denn schließlich war er doch ihr einziger Beschützer unter dieser ihr völlig fremden Umgebung. Als er endlich wieder ins Zimmer trat und meldete, daß die Droschke unten halte, atmete das junge Mädchen tief auf und streckte ihm in dankbarer Aufwallung die Hand entgegen.

„Ich danke Ihnen, Herr Steiner. Aber bitte, lassen Sie sich meinerwegen nun nicht weiter hören.“

„Wie — Sie glauben doch nicht, daß ich Sie in Ihrem leidenden Zustand allein fahren lasse?“

„Das wäre doch geradezu leichtsinnig“, warf nun die Baronin ein.

„Nein, nein! Ich wünsche allein zurückzukehren.“

„Aber mein liebes Fräulein, das darf ich nicht leiden. Ich habe Sie hergeführt, und die Pflicht, Sie sicher nach Hause zu bringen.“

Die drei jungen Männer schienen an diesem Gespräch großes Vergnügen zu finden. Herr Artur lächelte mephistofelisch dabei. — Endlich legte sich Herr Felix für das junge Mädchen ein.

„Es ist doch wohl das richtige, dem Belieben des Fräuleins zu überlassen, ob es allein oder in Begleitung nach Hause zurückkehren will“, sagte er.

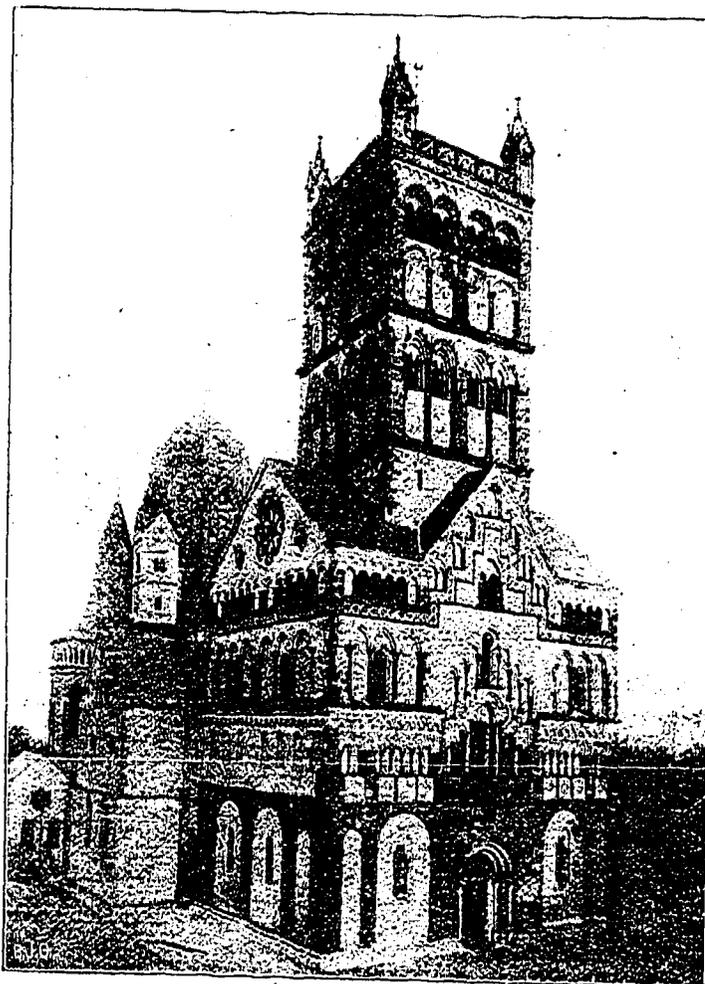
Der junge Mann nahm Herrn Steiner am Arm beiseite und sagte ihm einige Worte in ernstem Ton ins Ohr.

Diesen Augenblick benutzte Gertrud, um sich von der Baronin zu verabschieden.

„Also auf Wiedersehen!“ sagte nun auch Herr Steiner. Er gab sich keine Mühe mehr, dem jungen Mädchen seine Begleitung aufzudrängen.

„Auf Wiedersehen!“ wiederholten die andern, ausgenommen Felix, der sich mit einer achtungsvollen Verbeugung begnügte.

Beim Hinausgehen empfand Gertrud eine unaussprechliche Erleichterung. Sie dankte Gott im stillen, daß sie aus diesem merkwürdigen Kreise fortkam. — Während sie in der Droschke saß, beschäftigten sie allerlei peinliche Gedanken. Wenn das die vornehmen Berliner Kreise waren, in denen sie Schülerinnen finden und in denen sie sich bewegen sollte, dann hätte sie sich



Das Münster in Neuz a. Rh. vor dem Brande. (Mit Text.)

erst an den leichtfertigen Ton gewöhnen müssen, der hier Sitte zu sein schien, und sie glaubte, daß sie dazu schwerlich instande sein würde. Sie gelangte schließlich zu dem Resultat, daß sie trotz des gebotenen glänzenden Honorars die Stunden bei der Baronin nicht übernehmen wollte.

Am Abend fühlte Gertrud sich sehr schwach, und da fiel es ihr ein, daß sie seit vormittag nichts genossen hatte. Die seelische Erregung hatte sie gar nicht an essen denken lassen. Da sie nichts im Hause hatte, stieg sie die Treppe hinab, um sich etwas einzukaufen. Als sie von ihrem Ausgange heimkehrte, hörte sie vom oberen Treppenabfah her ein lustiges Mithern.

Gleich darauf standen Auguste und Herr Geißler vor ihr, und zwar so selbstsam kostümiert, daß Gertrud sie kaum erkannt hätte.

Die Putzmacherin war in einem weiten Domino gekleidet, unter dem sie ein sehr kurzes, mit goldenen Glitzern überfülltes Mastenkosüm mit grünem Satin trug. Auf dem Kopfe saß ein phantastisches, ebenfalls mit Goldglitzern besetztes Barett, während Herr Geißler das nicht gerade geschmackvolle Kostüm des Pierrot gewählt hatte. Als er Gertrud bemerkte, geriet er offenbar in Verlegenheit.

Das Paar versperrte Gertrud den schmalen Weg auf der Treppe, so daß sie gezwungen war, stehen zu bleiben. Auguste, die seit dem letzten Zusammentreffen ihr nicht wieder begegnet war, schien keineswegs die Verlegenheit ihres Begleiters zu teilen.

„Ach, Sie sind es!“ rief sie unbefangen. „Wir haben uns lange nicht gesehen. Herr Geißler hat mich zu einem Kostnachtsball eingeladen. Wie gefällt Ihnen mein Kostüm?“ fügte sie, ihren Überwurf öffnend, hinzu.

„Lassen Sie mich vorbei, Fräulein!“ erwiderte Gertrud kurz.

Gertrud hörte noch das spöttische Gelächter der Putzmacherin und die zurechtweisende Stimme des jungen Mannes, als sie die Treppe hinabstiegen.

Als sie in ihr Zimmer getreten war, vergoß sie bittere Tränen und ihre Niedergeschlagenheit hielt noch bis zum nächsten Tage an. Frau Voltmann, die ihr zufällig einen Besuch machte, gelang es nur schwer, sie wieder aufzurichten.

„Auf peinliche Vorfälle müssen Sie in einer Stadt wie Berlin immer gefaßt sein, Kind“, jagte sie. „Man kommt da mit vielen Menschen in Berührung. Den Herrn Steiner dürfen Sie nicht mehr einlassen, und was die impertinente Putzmacherin anbelangt, so hebt sie viel zu tief für Sie, als daß Sie auf ihr Benehmen Wert zu legen brauchen. Ich habe auch mancherlei Erfahrungen in meinem Leben machen müssen. Man lernt daraus und wird gewikigt für künftige Fälle.“

Aber Gertrud war eine viel feiner organisierte Natur, als es Frau Voltmann je gewesen war, sie kam über diese peinlichen Vorfälle nur sehr schwer hinweg.

Jedesmal, wenn sie ausging, fürchtete sie, Herrn Steiner zu begegnen, doch der würdige Herr ließ sich zu ihrer großen Erleichterung nicht mehr blicken.

Da sie auch sehr geschickt in Handarbeiten, namentlich in Stickerien war, so kam sie auf den Gedanken, es in ihren freien Stunden mit diesem zu versuchen, um ihren Verdienst zu vermehren. Sie kaufte sich Mannevas, Seide und Wolle und begann nach einem sehr ansprechenden Dessin einen Fauteuilpreisen zu sticken. Als sie die Arbeit vollendet hatte, bot sie der Inhaberin eines Tapissiergeschäfts in der Dranienburgerstraße die Stickerie zum Kauf an.

„Haben Sie diese Arbeit selber fertig, mein Fräulein?“ fragte die Ladeninhaberin, eine Frau Döring, sie.

„Zawohl,“ entgegnete Gertrud.

„Könnten Sie mir nicht noch mehr solcher Streifen liefern?“ Gertrud war über diese Frage hocherfreut, sie sah daraus, daß ihre Arbeit gefiel.

„Wenigstens ähnliche,“ jagte sie, „ich habe das Muster zum Teil selbst entworfen, und es wird nicht leicht sein, es genau so wieder herzustellen. Doch will ich es versuchen.“

„Für gewöhnlich führe ich derartige Stickerien nicht, da sie nicht mehr in der Mode sind. Aber wenn Sie mir den Streifen hier lassen wollen, werde ich versuchen, ihn zu verkaufen. Vielleicht erhalten Sie daraufhin noch mehr Bestellungen.“

Als Gertrud sich nach einer Weile wieder bei der Ladeninhaberin erkundigte, jagte diese:

„Ich will den Streifen behalten, Fräulein. Machen Sie mir noch ein Gegenstück dazu und ich zahle Ihnen vierzig Mark für beide.“

Vierzig Mark — das bedeutete im Augenblick für das junge Mädchen eine große Summe. Sie machte sich mit großem Eifer an die Arbeit, und als sie die zweite Stickerie an Frau Döring abliefern, fand diese sie noch eigenartiger als die erste.

„Sie machen Fortschritte, Fräulein,“ jagte sie, „die Dame, welche die Arbeit bestellt hat, wird sehr zufrieden sein. Hier sind die vierzig Mark, die ich Ihnen versprach. Ich habe auch noch eine große Arbeit für Sie, die allerdings sehr eilig ist.“

„Um was handelt es sich?“

„Sie sollen innerhalb dreier Monate eine ganze Garnitur, nämlich die Streifen zu zwei Portieren, zwei Fauteuils und einer Chaiselongue liefern.“

„Wenn ich sehr fleißig bin, hoffe ich es zu schaffen.“

„Nun gut. Sie erhalten dafür einhundertzwanzig Mark. Aber Sie müssen vorher zu der Dame hingehen, um das Mobiliar in Augenschein zu nehmen, denn die neuen Dessins sollen Ähnlichkeit mit den alten haben. Meine Tochter ist eben im Begriffe, ein Sofaissen dort abzuliefern, und wenn Sie Zeit haben können Sie sie begleiten.“

Gertrud erklärte sich dazu bereit.

Es war Abend, und vor dem Götze in den Straßen mit dem lebhaften Geschwäh der kleinen Döring achtete sie gar nicht auf den Weg und das Haus, in das sie traten. Als sie sich dann in dem halbdunklen Vorzimmer, in welches man sie geführt, etwas näher umfah, bemerkte sie mit Schrecken, daß sie bei der Gräfin Dobeneck sich befand.

Ihr erster Gedanke war, sofort das Zimmer wieder zu verlassen, aber in diesem Augenblick trat bereits die Gräfin ein.

„Hier ist das Fräulein, von dem meine Mutter zur Frau Gräfin gesprochen hat“, sagte Alma Döring, sich tief vor der Dame verneigend. „Fräulein Wagwitz ist sehr talentvoll und wird Frau Gräfin sicherlich zufriedenstellen.“

Ein Lächeln der Genußgung zuckte um die schmalen Lippen der Gräfin, als sie Gertrud erkannte.

„Ah, Sie sind es ja! Sie beschäftigen sich also mit Stickerien?“ jagte sie dann herablassend.

„Ja, Frau Gräfin.“

„Dann sind Sie inzwischen durch die Erfahrung wohl vernünftig geworden? Das ist gut. Besser eine tüchtige Arbeiterin, als eine schlechte Künstlerin. Treten Sie näher, ich will Ihnen den kleinen Salon zeigen, für den die Stickerien geliefert werden sollen.“

Sie führte das junge Mädchen darauf in ein helleres Zimmer wobei sie mit großer Aufmerksamkeit die einfache Kleidung Gertruds musterte, was diese noch mehr in Verlegenheit brachte.

Nachdem die Gräfin ihr die nötigen Anweisungen gegeben hatte, sagte sie: „Sie werden an dieser Arbeit ziemlich lange zu tun haben. Ich bin bereit, Ihnen einen Vorkuß auf die Summe zu geben, die man Ihnen dafür versprochen hat.“

Ihr prüfender Blick schien den Eindruck, den ihr Anerbieter auf das junge Mädchen hervorbrachte, erforschen zu wollen. Sie nahm zwei Goldstücke aus ihrem Portemonnaie und legte sie vor Gertrud auf den Tisch.

Diese war bis zu den Haarwurzeln errötet. Sie fühlte sich durch das kühle, herablassende Benehmen der Gräfin recht gedemütigt und wußte zuerst nicht, wie sie sich verhalten sollte.

„Ich danke Ihnen, gnädige Frau!“ jagte sie dann, „es wäre mir peinlich, heute schon Geld für eine Arbeit zu nehmen, die ich noch nicht abgeliefert habe.“

Die Gräfin zuckte die Achseln.

„Wie Sie wollen. Ich finde nichts dabei. Es ist ein Entgegenkommen, das in der Regel gern gesehen wird.“

Gertrud sagte sich, daß der Geschäftsstandpunkt, den die Gräfin einnahm, auch für sie die einzig richtige Auffassung und Empfindlichkeit hier nicht am Platze sei. Sie dachte an ihre schmale Kasse und warf einen Blick auf ihren abgetragenen Tuchmantel, der zum Frühling notwendig durch ein anderes Kleidungsstück ersetzt werden mußte. Darauf nahm sie mit großer Selbstüberwindung die beiden Goldstücke hastig vom Tische, dankte der Gräfin und verließ das Zimmer.

6.

Es war ein schöner Nachmittag im Anfang des Mai. Gertrud saß am offenen Fenster und arbeitete an ihrer Stickerie. Ihr Kopf war dumpf und schwer, das Muster auf dem Mannevas schien vor ihren Augen zu tanzen. Sie war von der fieberhaften Anstrengung der letzten Monate ganz elend und nervös geworden. Heute fühlte sie sich ganz besonders müde und abgepaumt, und die Muthlosigkeit war wieder mit aller Gewalt über sie gekommen. Was früher nur manchmal als Wunsch in ihr aufgelaucht war, zu ihrer Mutter zurückzukehren, das wurde heute in ihr beinahe zum festen Vorsatz. Es schien ihr unmöglich, diesen harten Kampf ums Dasein in der großen fremden Stadt weiter auf sich zu nehmen. Sie fühlte das heiße Verlangen, ihre Mutter alle die Bitternisse und Kränkungen, die sie erlitten, einmal zu schildern, und erhob sich von ihrer Arbeit, um Papier und Tinte zu holen. Dabei überwältigte sie die Schwäche, und sie brach ohnmächtig am Tische zusammen.

Als sie wieder zu sich kam, brannte die Lampe in ihrem Zimmer. Sie wurde gewahrt, daß sie in ihrem Bette lag und fühlte, wie eine kühle, breite Hand über ihre Stirn fuhr. Ein Mann saß an ihrem Bett, offenbar ein Arzt.

Gleich darauf tauchte auch das besorgte Gesicht der Frau Volkmann vor ihr auf.

„Nun, Herr Doktor, wie geht es ihr — was meinen Sie?“ fragte diese.

„Besser — bedeutend besser,“ war die Antwort, „das Fräulein wird bald bei vollem Bewußtsein sein. Lösen Sie ihr dann schluchweise etwas leichte Bouillon ein.“

„Wird es ihr nicht schaden, Herr Doktor? Sie ist so schwach.“

„Eben deshalb sollen Sie ihr die Bouillon einflößen.“

Frau Volkmann ging hinaus, offenbar um das Nötige zu besorgen. Der Arzt blieb am Bette stehen. Er nahm Gertruds Hand in die seine und befeuchtete mit der andern ihre brennende Stirn mit Eau de Cologne.

Bald darauf trat Frau Volkmann wieder ins Zimmer. Sie hatte unten aus dem Restaurant Bouillon, Brot und Wein geholt.

Der Doktor goß etwas Wein und Bouillon in das Glas und näherte sich damit der Kranken, die jetzt die Augen groß aufgeschlagen hatte.

„Aha, wir haben gewonnen,“ sagte der Arzt.

Er half Gertrud etwas aufrichten und hielt ihr das Glas vor.

„Trinken Sie dies, aber nur langsam, nach und nach.“

Durch Bouillon und Wein belebt, schloß das junge Mädchen sich wieder ganz geföhrt. Nachdem der Arzt noch einige Anordnungen getroffen, empfahl er sich.

Frau Volkmann blieb die Nacht bei Gertrud, und als diese im nächsten Morgen sich erhob und ankleidete, erzählte ihr die Frau, wie sehr sie sich erschreckt habe, als sie gestern gegen Abend Gertrud ohnmächtig in ihrem Zimmer liegend gefunden habe.

Sie habe erst geglaubt, das junge Mädchen sei tot und wollte eben aufgeregt nach einem Arzte stürzen, als ihr die Restaurateurfrau unten sagte, daß ein solcher im Hause wohne. Dieser halte ich dann auch die größte Mühe gegeben, Gertrud wieder zum Bewußtsein zu bringen.

„Armes Kind, wie habe ich mich um Sie geängstigt! Die Vorkehrung hat mich gerade im richtigen Augenblick hierher geführt.“

„Ich fühle mich schon den ganzen Tag elend und schwach,“ sagte Gertrud. „Das Ringen um die kümmerliche Existenz, die Vereinsamung in der großen Stadt erschienen mir unerträglich. Nur der Gedanke, die Mutter zu betrüben und ihr die Sorge um mich von neuem aufzubürden, hat mich bisher davon abgehalten, ihr meine Erfahrungen, meine Mißerfolge und Kümmernisse mitzuteilen. Als ich mich gestern so elend fühlte, faßte ich den Entschluß, ihr zu schreiben, aber ehe ich dazu kam, bin ich ohnmächtig geworden.“

„Regen Sie sich nicht auf, Kind! Sie sind immer noch schwach. Es war nur gut, daß wir den Doktor gleich zur Hand hatten.“

„Aber jetzt bin ich wieder gesund, und er braucht nicht mehr zu kommen, nicht wahr? Es wäre mir peinlich, wenn er öfter Besuche macht. Ich fürchte die Ausgaben und — und außerdem lösen mir alle Männer wahren Schrecken ein!“

„Sie sind krank und nervös. Das viele Eisen und Stiden hat Sie angegriffen. Die Leute im Hause sagen alle, daß es einen so achtbaren Mann wie den Doktor Wernicke nicht zum zweitenmal gibt.“

„Ich will ja auch nichts gegen ihn sagen, aber —“

Gertrud wurde durch ein Klopfen an der Tür unterbrochen und gleich darauf trat der Doktor ein.

Er war ein Mann im Anfang der dreißiger Jahre, dessen volles, nicht schönes Gesicht deutlich den Stempel der Gutmütigkeit trug. Ein freundlicher, Sympathie erweckender Ausdruck lag in seinem Blick, ganz geeignet, ihn das Vertrauen seiner Patienten gewinnen zu lassen.

Als Doktor Wernicke sich nach Gertruds Befinden erkundigt hatte, ergriff er ihre Hand, um ihr den Puls zu fühlen.

„Fieber haben Sie nicht,“ sagte er, „aber wir müssen dafür sorgen, daß es nicht wiederkehrt.“

„Ich bin ganz gesund, Herr Doktor.“

„Vor allen Dingen müssen Sie Erholung haben und dürfen nicht weiter so anhaltend über Ihre Stiderei gebüht sitzen,“ sagte der Doktor, auf den Manevras zeigend, hinzu.

„Da ich versprochen habe, die Stiderei in bestimmter Zeit zu liefern, so muß ich notwendig arbeiten.“

„Hören Sie, mein Fräulein,“ sagte Doktor Wernicke entschieden, „da muß ich widersprechen. Ich bin Arzt und die Gesundheit meiner Patienten steht bei mir obenan. Durch Frau Volkmann kenne ich Ihre Lage und bin gern bereit, nach Möglichkeit etwas für Sie zu tun. Eine vornehme Dame, die ich behandle, läßt eine Erzieherin für ihre Tochter. Würden Sie bereit sein, die Stelle anzunehmen, wenn ich Sie in Vorschlag bringe?“

Gertrud atmete hocherfreut auf. Das war ja, was sie bisher immer vergeblich gewünscht hatte! Aber gleich darauf erfaßte sie wieder der Kleinmut.

„Ich würde es herzlich gern tun,“ antwortete sie, „aber ich fürchte, daß meine Ausbildung der Dame nicht genügen wird.“

„Sie haben doch wohl Zeugnisse und ein Führungsattest von der Schule oder vom Pensionat her? Ich werde noch heute mit der Frau von Dahlem sprechen und Ihnen dann Bescheid sagen.“

Gegen Abend kam Doktor Wernicke mit der Nachricht, daß Frau von Dahlem am nächsten Tage Gertrud empfangen wolle.

„Ich möchte Sie darauf aufmerksam machen, daß man in der Familie ziemlich adelstolz ist,“ sagte er, „aber trotzdem gilt die Frau Oberst für eine menschenfreundliche Dame. Ihre Tochter ist zwölf Jahre alt, viel kränklich und dadurch im Lernen hinter ihren Altersgenossinnen zurückgeblieben. Darum wird sie privatim unterrichtet. Ich denke, Sie werden den Anforderungen genügen können.“

Als der Doktor gegangen war, half Frau Volkmann, welche, da die Gräfin Dobeneck auf kurze Zeit verreist war, gerade Zeit hatte, Gertrud bei ihrer einfachen Toilette. Um elf Uhr begab sich das junge Mädchen dann zu der Frau Oberst, von welcher sie mit großem Wohlwollen empfangen wurde.

Die Dame war offenbar leidend, die kleine Gestalt hager, das Gesicht blaß und schmal. Sie sprach nur leise, seufzte mitunter und hatte einen schleppenden Gang. Aber nachdem sie sich nach Gertruds Vorleben erkundigt und die Zeugnisse eingesehen hatte, engagierte sie das junge Mädchen und stellte ihre zukünftige Schülerin vor.

Die kleine Wanda schien die Konstitution der Mutter geerbt zu haben, auch sie war klein und schwächlich.

Am Ende der Woche siedelte Gertrud in ihr neues Heim nach der Belle-Alliancestraße über, und kam acht Tage darauf zum Doktor Wernicke, um sich von Frau von Dahlem zu verabschieden.

Dem er hatte nicht in Berlin seinen ständigen Wohnsitz, sondern war nur für kurze Zeit dorthin gekommen, um der Hochzeit seines Bruders beizuwohnen. Sein Wohnort war Hügelwalde in Pomern, in dessen Nähe das Gut des Freiherrn von Dahlem lag.

Da die Familie in dem Herrenhaus von Dahlemshof einen großen Teil des Jahres verlebte, während der Oberst, ein kräftiger, lebenslustiger Herr, des Dienstes und auch wohl nicht minder der Zerstreutungen wegen, meist in Berlin blieb, so waren die Beziehungen zu Doktor Wernicke ziemlich nahe. Er kam oft nach dem Gut heraus, da er Hausarzt in der Familie war.

Das Leben im Hause des Obersten floß der Kränklichkeit der Hausfrau wegen ziemlich ruhig und einformig dahin. Gertrud beschäftigte sich fast ausschließlich mit ihrer Schülerin, obgleich sie mehr deren Gesellschafterin als ihre Lehrerin war. Sie ging mit ihr spazieren, las ihr vor und suchte sie zu zerstreuen. Das zarte, weichherzige Kind, das in jeder Beziehung der Schwung bedurfte, hing bald mit großer Liebe an ihr.

Frau von Dahlem war eine große Musikfreundin und besuchte trotz ihrer Kränklichkeit ziemlich häufig die Oper. Einige Male durfte auch Gertrud sie mit ihrer Schülerin begleiten. Für das junge Mädchen bedeutete das jedesmal ein Fest, sie war berauscht von der Szenerie, von den Harmonien der Töne, und erst wenn der Vorhang sich gesenkt hatte, fand sie sich wieder in die wirkliche Welt zurück.

Gelegentlich erfuhr Gertrud auch, daß noch ein erwachsener Sohn des freiherrlichen Hauses existierte. Er wurde nur selten erwähnt, woraus sie schloß, daß zwischen den Eltern und ihm keine große Sympathie bestand. Dieser Sohn befand sich in Dahlemshof und bewirtschaftete das Gut.

(Fortsetzung folgt.)

Wie der Graf um Entschuldigung bat.

Humoristische Erzählung von Robert Barr.

(Zweiter Teil.)

Der Graf vermutete, daß der Kaiser in einem Gemache, das hinter der karminroten Gardine lag, Hof hielt. Er fühlte, wie die Augen der Menge auf ihn gerichtet waren, und voller Unbehagen trat er bald auf den einen, bald auf den anderen Fuß, versuchte seine auffallende Erscheinung und schämte sich so sehr, daß ihm das Blut in die Wangen stieg und er ganz rot wurde. In dieser schwankenden, lachenden Menge war er nicht an seinem Platz, und es ging ihm so wie einem gewöhnlichen Banern, der ganz plötzlich in das Gewühl einer Hauptstadt versetzt wird. Seiner Ansicht nach machte man sich lustig über ihn, und das schmerzte ihn sehr. Er glaubte, daß das Geflüster und Getöse nur ihm zum Gegenstand habe, und er brante vor Verlangen, sein Schwert zu ziehen, um diesen Grünspießer einmal zu zügeln, was für ein Mann er sei. Wohl war er der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit, aber man machte sich nicht über ihn lustig, sondern man bewunderte seine riesenhafte Gestalt. So wenig eitel war der Graf, daß er die Wahrheit nicht einmal ahnte.

Deutlich hörte er wie zwei Eble, die an ihm vorbeigingen, zueinander sagten: „Das ist der Kerl, der den Erzbischof über seinen Kopf geworfen hat.“ Worauf der andere mit einem Blick auf ihn erwiderte:

„Bei der heiligen Jungfrau, der sieht aus, als ob er es mit drei Bischöfen aufnehmen könnte.“

Der Graf wich mühschnaubend bis dicht an die Wand zurück und in seinem Inneren wünschte er, ein Zwerg zu sein, damit sich nicht so viele fragende Augen auf ihn richten könnten.

Gerade als das Anstieren von allen Seiten ihm unerträglich wurde, stieß ihn sein Begleiter heftig an und sagte ganz leise zu ihm:

„Herr Graf, bitte folgen Sie mir.“

Die Wand entlang gingen die beiden Herren, der Graf stets seinem Führer voran. Durch einen engen Korridor kamen sie zu einer geschlossenen Tür, vor der zwei Hellebardiere in glänzender Rüstung standen. Leise klopfte der Begleiter an die geschlossene Tür, worauf diese sich soweit aufst, daß der Graf gerade hindurchschreiten konnte, und sobald er eingetreten war, schloß sie sich wieder hinter ihm.

Zu seiner nicht geringen Überraschung sah Winneburg am anderen Ende des kleinen Zimmers Kaiser Rudolf ganz allein stehen. Der Graf wollte einen ungeschickten Versuch machen, vor ihm das Knie zu beugen, aber sein Lehnsheer trat auf ihn zu und hielt ihn davon ab.

„Graf Winneburg,“ redete er ihn an, „nachdem, was ich von Euch gehört habe, sind die Gelenke Eurer Ellbogen geschmeidiger als die Eurer Knie, und wir wollen daher froh sein, daß Ihr hier

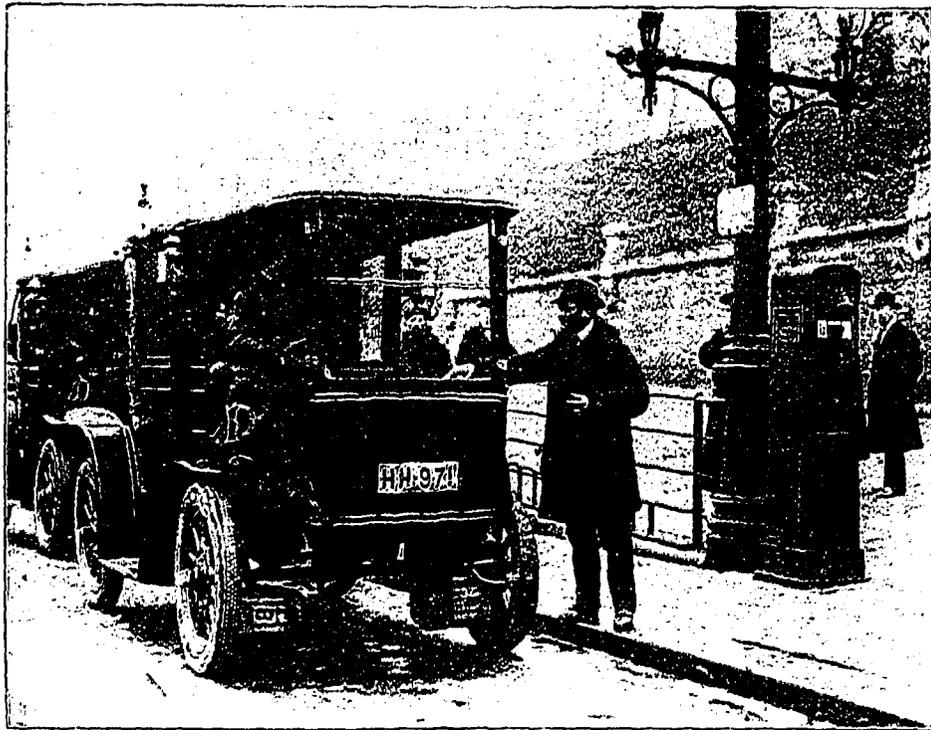
„Eure Majestät,“ stammelte der Graf. „Eben erst habe ich Euch gesagt, daß Ihr mir diesen Titel nicht geben sollt. Die Frage der Anrede wollen wir beiseite lassen und lieber gleich auf die Sache selbst eingehen, denn ich darf wohl sagen, daß wir beide grade und aufrichtige Männer sind. Ihr seid nach Frankfurt geladen, weil ein sehr hoher und mächtiger Kirchenfürst, der Erzbischof von Trier, sich beim Kaiser über Euch beklagt hat. Er behauptet, daß ihm von Euch ein unbilliger Schimpf zugesügt worden sei.“

„Eure Majestät — erhabener Herr, wollte ich sagen,“ erwiderte der Graf, „an dem Schimpfe hat er selber schuld; er hatte sich auf meinen Platz gesetzt, den einzunehmen er gar kein Recht hatte, und da hab' ich — da habe ich ihm bloß zugeredet, sich wo anders hinzusetzen.“

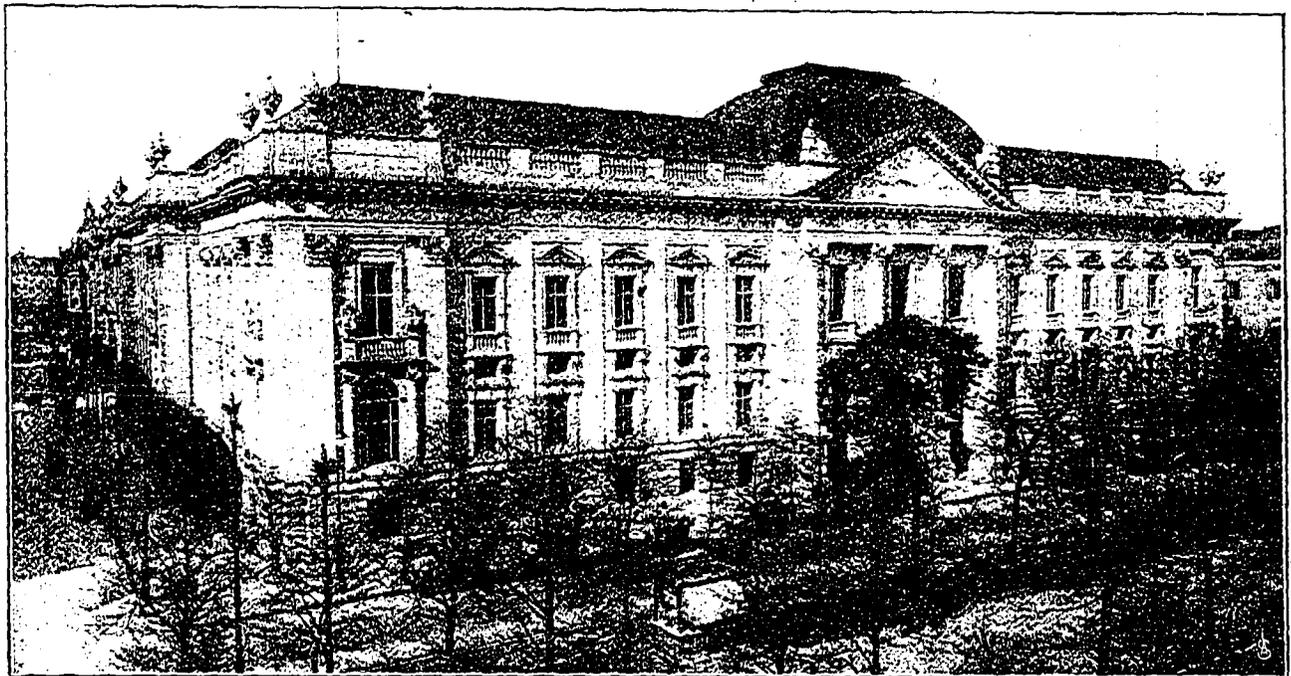
„So hat man mir es erzählt, das heißt, es erzählt, das heißt, so ist dem Kaiser die Sache dargestellt worden“, antwortete Rudolf und ein feines Lächeln umspielte dabei seinen schön geformten Mund. „Wir sind aber nicht hier, um über die Vergehen des Erzbischofs zu verhandeln, sondern wir wollen ohne weiteres zugeben, daß er in Eure Rechte eingegriffen hat, aber er befand sich doch unter Eurem Dach, und meiner Ansicht nach lag für Euch noch lange kein Grund vor, den Erzbischof wie ein Stück Holz zu Boden zu werfen.“

„Euer Majestät wollen — ach, ich muß Euer Majestät schon wieder um Entschuldigung bitten.“

„Laßt nur,“ meinte der Kaiser ab, „nennt mich, wie Ihr wollt, der Name tut nichts zur Sache.“



Praktische Neuerung im Straßenverkehr: Automobil-Anrufstelle auf der Straße. (Mit Text.)



Neubau der Königlichen Bibliothek in Berlin. Phot. Gebr. Haeckel, Berlin. (Mit Text.)

keine Gelegenheit habt, weder die einen noch die anderen zu gebrauchen. Ihr scheint zu glauben, daß der Kaiser vor Euch steht. Tut das lieber nicht und betrachtet mich nur als Herrn Rudolf, einen Ritter, der mit einem andern ein bißchen plaudern will.“

„Glaubt Ihr,“ fuhr der Graf fort, „daß, wenn der Kaiser einen Fremden auf seinem Throne sitzen sehen würde, ihm das gefallen möchte?“

„Er würde gewiß darüber erstaunt sein, Herr Graf, aber im

Namen des Kaisers darf ich wohl sagen, daß er sich niemals an ihm vergreifen und ihn so behandeln würde, wie Ihr es getan habt."

sicht zu bewahren, den anzunehmen er für passend erachtete. „Habt Ihr schon jemals einen Geist gesehen, Winneburg?"

fragte der Kaiser weiter.

Winneburg, der leichenblaß geworden war, bekreuzigte sich. „Majestät, ich hab' in meinem Leben schon viel seltsame Dinge gesehen, Dinge, für die es keine Erklärung gibt. Das war aber immer nur dann gewesen, wenn ich zuvor eine lange Zwiesprache mit dem Weine gehalten hatte, dann aber war mein Kopf nicht mehr ganz klar, und so kann ich wirklich nicht sagen, ob es Geister gibt oder nicht."

„So stellt Euch denn vor, daß Ihr um Mitternacht in einem dunklen Gang Eures Schlosses einer durchsichtigen Gestalt in weißem Gewande begegnet, durch die Ihr Euer Schwert stoßen könnt, ohne daß sie irgendwelchen Schaden nimmt. Was würdet Ihr dann wohl tun, Herr Graf?"

„Ich würde Zersengeld geben, Majestät, und so rasch mich meine Beine trügen, fortlaufen."

„Sehr klug wäre das, und Ihr, der Ihr nicht feig seid, der sich nicht fürchtet, im Kampfirend-einem Wesen aus Fleisch und Blut gegenüber zu treten, Ihr gäbet zu, daß es Fälle gibt, in denen Ihr Euer Heil

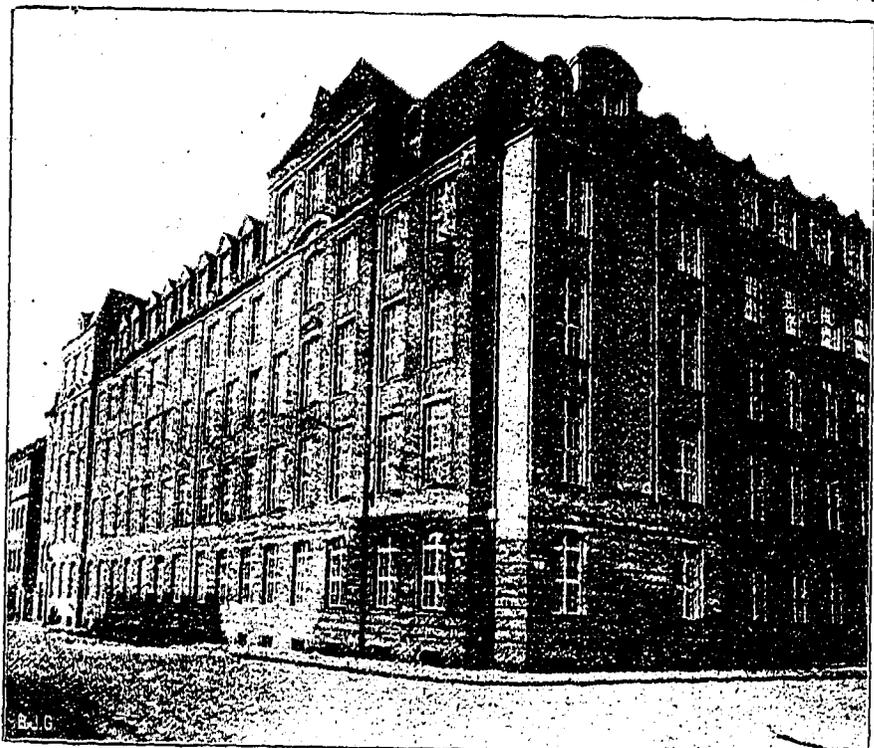


Der neue russ. Finanzminister Bort. (Mit Text.)

der Flucht anvertrauen würdet. Herr Graf, Ihr steht jetzt etwas gegenüber, gegen das Ihr mit Eurem starken Arm so wenig ausrichten könnt, als wenn Euch eine überirdische Erscheinung in den Weg treten würde. Ein Ge-

spenst, und zwar das der List steht vor Euch; wenn Ihr ihm gegenüber Euren Arm statt Eures Geistes gebraucht, seid Ihr verloren.

„Der Erzbischof erwartete gar keine Abbitte, er glaubt einen starken, eigenständigen Mann vor sich zu haben, der ihm und dem



Die Handels-Lehranstalt in Dresden. (Mit Text.)

Der Graf mußte lachen, und sein Lachen befreite ihn von der Befangenheit, in der er sich in Gegenwart des hohen Herrn immer noch befunden hatte. „Um Euer Majestät die Wahrheit zu gestehen, muß ich sagen, daß es mir leid tut, ihn so behandelt zu haben. Ich hätte ihn bitten sollen, den Platz zu räumen, aber mein Arm ist immer rascher bei der Hand als meine Zunge, wie Ihr selber ja schon bemerkt haben werdet."

Der Kaiser erwiderte: „Nun, Herr Graf, Eure Zunge tut Euch recht gute Dienste und es freut mich, daß Ihr mir gegenüber Euer Bedauern ausgedrückt habt. Hoffentlich werdet Ihr nicht zaudern, auch dem Erzbischof von Trier gegenüber diese Erklärung zu wiederholen."

„Will Eure Majestät damit sagen, daß ich Abbitte leisten soll?"

„Ja", erwiderte der Kaiser.

Eine kurze Pause entstand und in bedächtigen Tone antwortete dann der Graf: „Ich bin gern erbödig, mich selber, mein Schwert, meine Burg und meine Aker Euer Majestät zu übergeben. Ich will, wenn Ihr es befiehlt, mich vor Euch auf die Knie werfen und für das Vergehen, das ich Euch gegenüber begangen haben sollte, um Entschuldigung bitten, aber ehe ich dem Erzbischof sage, daß ich etwas bereue, was ich im Grunde meines Herzens doch nicht tue, und mich vor ihm demütigen und um Verzeihung bitte — ehe ich das tue, dann, aufrichtig gesprochen, Majestät, sähe ich ihn lieber tot vor mir."

Es machte dem Kaiser Mühe, den strengen Ausdruck in seinem Ge-



Frühlingslied. Von T. Deyrelle. Verlag von Braun, Clément & Co., Vornach i. E. (Mit Gedicht.)

Kaiser trotz. Ihr glaubt vielleicht, daß die kaiserlichen Truppen Euer Schloß umzingeln und Ihr eine Belagerung aushalten werdet. Dem Kaiser wäre es lieber, Ihr kämpftet mit ihm als gegen ihn, aber es wird gar keinen Kampf geben. Bleibt Ihr bei Eurer Weigerung, so werdet Ihr hier in diesem Palaste verhaftet. Ihr werdet in einen Kerker geworfen und Eure Burg und Eure Ader eingezogen. Ich mache Euch drauf aufmerksam, daß Eure Güter bei Cochem an die des Erzbischofs stoßen, und es liegt mir ferne, sagen zu wollen, daß Seine erzbischöfliche Gnaden begehrlische Augen über seine Grenzen hinaus werfen, er wird sich aber nicht weigern, Euer Land als Entschädigung für die ihm zugesügte Beleidigung anzunehmen. Betrachtet es einmal von diesem Punkte aus. Würdet Ihr mir oder lieber dem Erzbischof von Trier einen Gefallen tun wollen?"

"Das kann doch nicht fraglich sein", antwortete der Graf. "Dann würde mir ein großer Gefallen geschehen, wenn Ihr mir versprechen wölltet, Seiner Durchlaucht, dem Herrn Erzbischof von Trier, Abbitte zu leisten. Freilich, ob Seiner Durchlaucht damit auch ein Gefallen geschieht, möchte ich bezweifeln."

"Werden Euer Majestät mir befehlen, vor dem ganzen Hofe Abbitte zu tun?"

"Ich muß Euch darum bitten. Meine Pflicht ist es, das Lehnsrecht aufrecht zu erhalten."

"Dann wollen Euer Majestät mir befehlen, denn ich bin ein treuer Untertan und ich werde gehorchen."

"Gott gebe mir viel solcher Untertanen, wie Ihr es seid, und gewähre mir Weisheit, sie zu verdienen."

Mit diesen Worten reichte der Kaiser dem Grafen die Hand und drückte auf eine Klingel, die auf einem Tische neben ihm stand. Der Offizier, der Winneburg hierhergeleitet hatte, erschien und führte ihn in den Saal, aus dem sie gekommen waren, zurück. Es fiel dem Grafen auf, daß die schweren farnesinroten Vorhänge jetzt hochgeschlagen waren, so daß man einen Blick in das Innere des Zimmers, das hinter ihnen lag, werfen konnte. Es war voll mit den Großen des Reiches. Der Saal, der sich vor ihm erstreckte, war fast ganz leer und unter Bedeckung von zwei Landsknechten, die fast so groß waren wie die Lanzen, die sie trugen, trat der Graf in den Thronsaal, wo sich aller Augen ihm zuwandten.

Vor einem erhöhten Baldachin, dessen Mitte ein Thronstuhl bildete, der aber jetzt noch leer war, blieb er stehen. Um den Thron, auf einer Erhöhung, standen die drei Erzbischöfe von Trier, Köln und Mainz, auf der anderen Seite der Pfalzgraf vom Rhein und die drei anderen Kurfürsten. Ihrem Range nach folgten die Edlen des Reiches.

Beim Erscheinen der riesenhaften Gestalt des Grafen ging ein Gemurmel durch den Saal, wie wenn der Wind durch die Bäume des Waldes fährt. Die Stirne des Erzbischofs von Trier verfinsterte sich, während die Erzbischöfe von Köln und Mainz, die ihrem monstrater zugesügte Beleidigung mit einer gewissen christlichen Ergebung aufzunehmen schienen. Unbeholfen stand der Graf dort, wo man ihn hingeführt hatte, weder rechts noch links wandte er seine Blicke, die auf den leeren Thronstuhl gerichtet blieben.

Plötzlich ertönte Trompetengeschmetter und größte Stille herrschte jetzt in der Versammlung. Zuerst erschienen Offiziere der kaiserlichen Leibwache in ihrer glänzenden Rüstung, sodann die Räte Seiner Majestät und zuletzt der Kaiser selber, in einen langen Hermelinmantel gekleidet, den eine goldene Spange am Halse zusammenhielt und der ein gutes Stück nachschleppte; auf dem Haupte trug er die Krone. Sein Gesicht war blaß und ernst und er machte den Eindruck dessen, was er auch war, nämlich den eines Herrschers und eines Mannes. Verwundert rieb sich der Graf die Augen und konnte kaum glauben, daß er jetzt vor demselben Manne stehen sollte, der vor wenigen Minuten noch so freundschaftlich zu ihm gesprochen hatte.

Der Kaiser saß auf seinem Thron und einer seiner Räte flüsterte ihm etwas zu, dann fragte die Majestät mit klarer, heller Stimme, die bis in die äußersten Winkel des großen Saales drang:

"Ist der Graf von Winneburg da?"

"Ja, Euer Majestät."

"Er soll vor mich treten."

Der Graf machte zwei große Schritte und mit rotem Gesicht und verschämtem Ausdruck stand er vor dem Kaiser. Der Offizier zu seiner Seite sprach leise zu ihm:

"Knie nieder, du Dummkopf!"

Recht plumpe verurtheilte der Graf, das Knie zu beugen, und er glich dabei einem Elefanten, der seine Last entgegennehmen will. Das Gesicht des Kaisers blieb regungslos und kurz rief er:

"Erhebt Euch."

Sobald der Graf wieder auf seinen Füßen stand, atmete er erleichtert auf.

"Graf von Winneburg," begann der Kaiser, "es ist hier vorgebracht worden, daß Ihr bei der letzten Tagung des Land-

tages für das Moseltal in Gegenwart der dort versammelten Edlen Euren Landesherrn, den Erzbischof von Trier, beleidigt habt. Gebt Ihr das zu?"

Der Graf räusperte sich mehrmals, und in diesem stillen gewölbten Saale klang sein Räuspern wie entfernter Donnerhall.

"Wenn es eine Beleidigung ist, daß ich den Erzbischof zwölf Fuß weit in den Saal geworfen habe, dann habe ich ihn freilich beleidigt, Majestät."

Der Saal erdröhte von einem Gelächter, doch kam das sofort zum Schweigen, als der Kaiser seine strengen Blicke durch den Saal schweifen ließ.

Im ersten Tone bemerkte die Majestät: "Herr Graf, wie Ihr diese Beleidigung begangen habt, wollen wir von Euch nicht hören. Es genügt, daß Ihr sie zugebt. Höret also meine Befehle. Begeben Euch unverzüglich auf Eure Burg und haltet Euch dort bereit, an einem Tage, den Seine Durchlaucht der Herr Erzbischof von Trier bestimmen werden, nach Trier zu reisen. Dort sollt Ihr Euch vor dem Herrn Kurfürsten demütigen und wegen der ihm zugesügte Schmach Abbitte leisten. Gehorcht Ihr nicht, so habt Ihr die Folgen zu tragen."

Mehrere Male mußte der Graf seine trockenen Lippen befeuchten, ehe er antworten konnte:

"Euer Majestät Befehlen, gehorche ich stets und gern."

"Dann," fuhr der Kaiser in einem milderen Tone fort, "kann ich Euch auch versprechen, daß Euch Euer Landesherr die Sache nicht nachtragen wird. Wenn ich Euch recht verstanden habe, ist das doch Ihr Wille, Herr Erzbischof?" wandte sich der Kaiser an den Kurfürsten von Trier.

"Ja, Euer Majestät", antwortete dieser. "Vorausgesetzt, daß die Abbitte öffentlich geschieht, wie die Beleidigung geschah, in Gegenwart aller Zeugen des rohen Benehmens des Grafen."

"Das ist nicht mehr als billig", erklärte der Kaiser. "Es ist mein Wille, daß der Landtag in Trier zusammentrete, um die Abbitte des Grafen zu hören, und jetzt, Graf Winneburg, seid Ihr entlassen."

Mit seiner Rechtenhand wischte sich der Graf den Schweiß von der Stirn. Er versuchte zu sprechen, konnte aber nicht, dann drehte er sich um und schritt entschlossen der Thür zu. Schreck und Empörung bemächtigte sich der Versammlung; wie versteinert stand der Kanzler da, denn solch ein Verstoß gegen die Etikette, daß jemand dem Kaiser seinen Rücken sehen ließ, war noch nie dagewesen. Des Kaisers Mund aber unspielte ein Lächeln und denen, die dem Grafen nachgesehen waren, rief er zu:

"Laßt ihn nur. Die gekünsteltesten Sitten des Hofes sind ihm fremd. Ja, wir will sogar dieser Verstoß als ein Zeichen der Freundschaft erscheinen, denn ich bin überzeugt, daß der tapfere Graf einem Feind noch nie seinen Rücken hat sehen lassen."

Dieser kaiserliche Witz wurde allgemein belacht.

Auf der ersten Hälfte des langen Weges, der den Grafen nach Haus führte, suchte er auf den Erzbischof, und auf der zweiten Hälfte dachte er über seine Lage nach. Als er seine Burg erreicht hatte, war er zu einem Entschluß gekommen, und diesen Entschluß führte er auch aus, als er die Aufforderung erhielt, am ersten Tage des folgenden Monats vor dem Erzbischof in Trier zu erscheinen. Mit der ihm eigenen Sparsamkeit hatte der Erzbischof es dem Grafen überlassen, die fünfzehn Edlen, aus denen der Landtag bestand, einzuladen, und so sparte Seine Durchlaucht die Kosten, jedem der Herren einen Voten zu senden.

Der Erzbischof hatte in seiner Ladung ausdrücklich bemerkt, daß wenn Winneburg es verabsäume, auch nur eines der Mitglieder nicht zu laden, er die Abbitte nicht entgegennehmen würde, denn vor dem versammelten Landtage müsse sie geleistet werden.

So sandte Winneburg denn Voten aus. Zuerst schickte er zu Beilstein und ließ ihn bitten, am zweiten Tage des Monats in Trier zu erscheinen und ein Gefolge von mindestens tausend Mann mitzubringen. Einen zweiten bestellte er für den dritten des Monats, einen anderen für den vierten, noch einen anderen für den fünften und so weiter. Er suchte es so einzurichten, daß, ehe die Herren zusammen waren, die Hälfte des Monats verlossen und auch die Vorräte des Erzbischofs aufgebraucht sein sollten, denn nach den Befehlen der Vasallenfreundschaft war Seine Durchlaucht, der Erzbischof, verpflichtet, all den Edlen und ihrem zahl reichen Gefolge freies Quartier und Unterhalt zu gewähren.

Am ersten Tage des Monats ritt Winneburg durch das nördliche Stadttor von Trier ein. Er war begleitet von zweihundert Reitern und achthundert Fußtruppen. Anfangs glaubten die Offiziere des Erzbischofs, daß ein Überfall beabsichtigt sei, aber Winneburg setzte ihnen auseinander, daß wenn etwas geschehen sollte, das ordentlich geschehen müsse, und für ihn sei solche Abbitte ein ganz wichtig Ding. Am nächsten Tage erschien Beilstein an der Spitze von fünfhundert Reitern und fünfhundert Knappen zu Fuß.

Der Kämmerer des Erzbischofs war in Verzweiflung, wie er so viele Menschen unterbringen sollte, und er tat, was er tun

konnte; der Erzbischof schämte vor Wut, als er merkte, daß die Edlen keine größere Eile zeigten, sich zu versammeln. Jeder brachte für seine Verzögerung einen triftigen Grund bei. Der eine hatte eine Brücke bauen müssen, im Lager des andern war Krankheit ausgebrochen, und der dritte hatte den Weg verloren und war im Walde umhergeirrt.

Nacht für Nacht hallten die Straßen Triers vom Singen und Toben wider, und Abwechslung hinein brachte manchmal auch Schwertergeklirr, wenn ein Trupp Neuangekommener mit den Stadtsoldaten in Streit geriet, dann hatten die beiderseitigen Offiziere viel zu tun, den Frieden unter ihren Leuten wieder herzustellen. Die Weinfässer des Erzbischofs waren fast leer und die Lebensmittel knapp geworden, aus meilenweiter Umgegend mußten Speise und Getränke herbeigeschafft werden. Schon nach acht Tagen sah sich der Erzbischof genötigt, seinem Stolze etwas zu vergeben, und er ließ den Grafen Winneburg rufen.

„Wir wollen nicht mehr auf die andern warten“, sagte er zu ihm. „Es ist nicht meine Absicht, Euch über Gebühr zu demütigen. Die Herren, die hier sind, mögen Zeuge sein, daß Ihr die Abbitte geleistet habt, und auf die Anwesenheit der noch fehlenden Edlen verzichte ich. Morgen mittag, im Sitzungssaale meines Schlosses, will ich Eure Abbitte entgegennehmen.“

„Das hat ein edles Herz gesprochen, das denen verzeiht, die Euch geküßt haben, Herr Erzbischof“, erwiderte hierauf Graf Winneburg. „Aber nein, nein, solch ein Opfer kann ich nicht annehmen. Der Kaiser hat mir deutlich gezeigt, wie groß mein Vergehen ist. In Gegenwart aller hab' ich Euch beleidigt, ich Elender, und in Gegenwart aller will ich mich demütigen.“

„Aber ich will Eure Demütigung gar nicht haben“, widersprach der Erzbischof.

„Das macht Euren guten Herzen um so mehr Ehre“, erwiderte der Graf, „und um so schimpflicher wäre es für mich, wenn ich daraus Nutzen zöge. Als ich vorhin auf den Mauern stand, sah ich stromaufwärts die Fahnen des Ritters von Ehrenburg wehen. Dessen Burg ist von Trier am weitesten entfernt, und so können die andern auch nicht mehr lange ausbleiben. Warten wir, Durchlaucht, bis alle hier sind. Aber nichtsdestoweniger danke ich Euch ebenso für Eure Großmut, als wenn ich niedrig genug gewesen wäre, von ihr Gebrauch zu machen.“

Noch am selben Tage traf der Ritter von Ehrenburg ein und mit ihm seine tausend Mann, von denen viele in öffentlichen Gebäuden untergebracht werden mußten, denn alle Zimmer in Trier waren schon besetzt. Tags darauf lud der Erzbischof die versammelten Edlen zu sich und erklärte ihnen, daß heut vor ihnen die Abbitte geleistet werden sollte. Wenn noch Herren fehlten, so sei das ihre eigene Schuld, sie hätten rechtzeitig kommen können.

Dem widersprach aber der Graf: „Ehe nicht alle hier sind, kann ich keine Abbitte leisten. Es war der Befehl des Kaisers und wie durfte ich es wagen, dem Befehle meines Kaisers zu trotzen? Wir müssen in Geduld ihr Kommen abwarten und im übrigen ist ja Trier eine hübsche Stadt, in der wir uns alle recht wohl fühlen.“

In einem Tone, der mit dem Inhalte seiner Worte nicht recht im Einklang stehen wollte, erwiderte der Erzbischof: „Euch allen erteile ich meinen Segen, ich bitte euch, lehret sofort auf eure Burgen zurück. Ich verzichte auf die Abbitte.“

„Aber ich besteh' darauf!“ rief der Graf mit einer Stimme, die von dem Stummer zeugte, daß sein Vergehen ungefühnt bleiben sollte. „Es ist das meine Pflicht, nicht allein gegen Euch, Herr Erzbischof, sondern auch gegen Seine Majestät den Kaiser.“

„In Gottesnamen bittet ab und ziehet fort. Ich habe Euch schon gesagt, daß ich mich ganz Euren Wünschen füge.“

„Nein, Ihr habt Euch nicht meinen, sondern ich mich Euren Wünschen zu fügen. Was kann denn ein Ausschub von acht oder vierzehn Tagen viel ausmachen? Die Jagd beginnt doch erst in vierzehn Tagen, und wir alle fühlen uns hier in Trier so wohl wie zu Hause. Wie könnte ich auch je wieder mit dem Bewußtsein, seine Befehle nicht befolgt zu haben, meinem Kaiser vor Augen treten?“

„Das will ich bei dem Kaiser schon in Ordnung bringen“, meinte der Erzbischof.

Nahig und gelassen, wie es seine Art war, nahm der Ritter von Ehrenburg das Wort:

„Es ist eine ernste Sache, wenn einer für den andern beim Kaiser die Verantwortung übernehmen will. Sie haben ja Schreiber hier, Herr Erzbischof. Vielleicht sind Sie so gütig und lassen ein Schriftstück aufsetzen, das Sie eigenhändig unterzeichnen, und in dem Sie auf die Abbitte, die Ihnen mein Freund, der Graf von Winneburg, leisten soll, verzichten. Sollte der Kaiser etwa an diesem Ungehörjam doch Anstoß nehmen, so wird dieses Pergament meinen Freund rechtfertigen.“

„Ich tue alles gern, um euch nur loszuwerden“, sprach der Erzbischof, mehr zu sich als zu den andern.

Und so wurde das Dokument geschrieben und unterzeichnet.

Mit diesem Pergament in seiner Satteltasche, verließ der Graf in Begleitung seiner Freunde die Stadt. Das Wohl des Erzbischofs konnten sie aber nur aus zur Hälfte gefüllten Flaschen trinken, denn um die Flaschen bis an den Rand zu füllen, gab es in ganz Trier nicht mehr Wein genug.

Röhm und Glauner.

Ein Kaufmann in Schlesien verzog in eine Stadt in Pommern. Der Mann aus dem Hirschberger Tal im Riesengebirge verstand den pommerschen Dialekt nicht, und es ist ihm deshalb in den ersten Jahren kraus genug ergangen. Da kommt eines Tages um die Zeit des Schweinechlachtens eine Tagelöhnerfrau vom Dorfe herein, stellt sich an den Ladentisch und spricht: „För twee Sülwergroschen Röhm.“

„Röhm?“ fragt der Schlesier, „was ist das? Das sollen wohl Klämme sein? Mit Klämmen handle ich nicht!“

„Aee, dat schall an de Wust“, spricht die Pommernin.

„Alles Hin- und Herreden und Fragen war ohne Erfolg.“

„Na, hebben Se denn Glanner? För eenen Sülwergroschen Glanner will ik oof noch hebben!“

„Glanner?“ fragt der Schlesier, dem allmählich der Angschwweiß auszubrechen anfing; „was ist denn das? Das sollen wohl Klammern sein? Mit Klammern handle ich nicht, liebe Frau!“

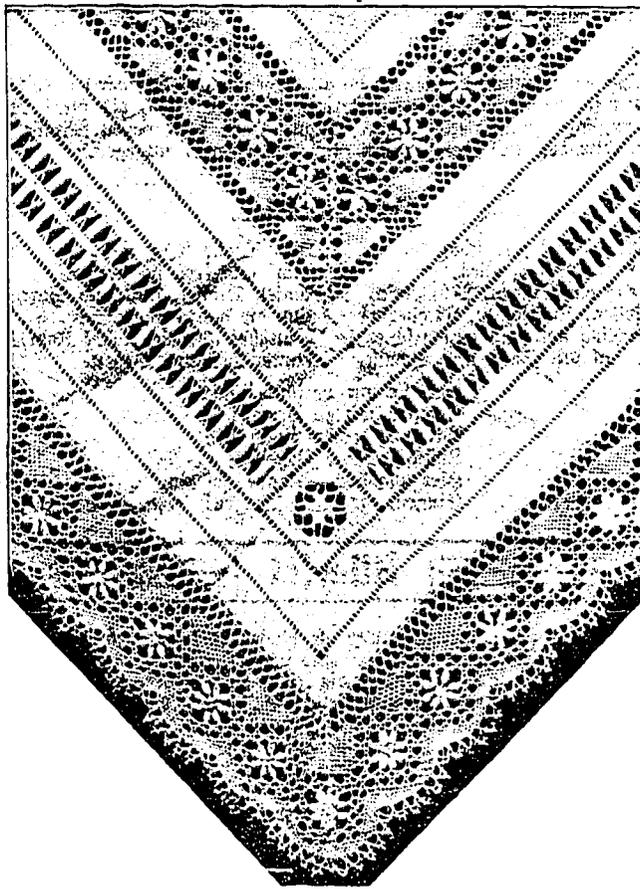
„Aee, dat schall oof an de Wust!“ sprach halb ärgerlich die Frau.

Das fröhliche Ende dieses kleinen Lustspiels war dies, daß der Schlesier zu seinem pommerschen Mietsmanne lief und dort erfuhr, daß „Röhm“ — Himmel, und „Glanner“ — Noriander wäre, und daß dann die Frau endlich für ihr Geld ihre Würzutaten davontrug, dabei aber vor sich hinbrummte: „De künn doch oof wohl pommersch reden lehren, wenn he bi uns in Pommern sin Brot eten wull.“

Fürs Haus

Dede in Durchbrucharbeit.

Unsere Dede ist im Quadrat mit der Spitze 1,15 Meter groß. Der zwischen Einfas und Spitze liegende, 20 Zentimeter breite Stoffstreifen ist mit reichem Durchbruch verziert. Die Ausführung dieses Durchbruchs ist



sehr leicht, da verhältnismäßig wenig Fäden ausgezogen werden: die Hauptfache ist nur ein sehr regelmäßiges Arbeiten. Die englischen Säume, die an der Dede immer wiederkehren, sind über 4 Fäden gearbeitet, die abschließenden Säume 2½ Zentimeter breit.

D. H.

Unsere Bilder

Der Brand des Münsters in Neuß am Rhein. Die Münsterkirche in Neuß, eines der schönsten Baudenkmäler des Mittelalters, ist durch einen Brand zum Teil zerstört worden. Der Glockenturm stürzte auf das Mittelschiff und durchschlug dasselbe; die sehr alten Glocken schmolzen bei der großen Hitze.

Eine praktische Neuerung im Straßenverkehr. Im Hamburger Straßen-Verkehr hat eine Neuerung Eingang gefunden, die sich in kurzer Zeit viel Freunde verschafft hat. In Stadtgegenden, die weniger Verkehrs-mittel aufweisen, sind Automaten aufgestellt worden, die mit einer Auto-mobil-Zentrale in Verbindung stehen. Nach Einwurf eines Geldstückes meldet sich die Zentrale, die das Auto nach der gewünschten Straße schickt; der Automat gibt eine Marke heraus, die der Chauffeur in Zahlung nimmt.

Der Neubau der königlichen Bibliothek in Berlin. Am 22. März wurde das neue Heim der königlichen Bibliothek in Berlin, Unter den Linden, neben der Universität seiner Bestimmung übergeben. — Der gewaltige Sandsteinbau, der eine halbe Meile als einem Jahrzehnt nötig hatte, ist eine Schöpfung des Geheimrats von Zinne in Berlin. Er wird neben der königlichen Bibliothek noch die Akademie der Wissenschaften und nach der Dorotheenstrasse zu die Universitätsbibliothek aufnehmen. Aber dem Eingang befinden sich die drei Medaillons von Kaiser Wilhelm II., Friedrich dem Großen und dem Großen Kurfürsten. Den mächtigen Wiebel des mittleren Baues schmückt ein Relief des Bildhauers Hermann Feuerhahn, das die Kultivierung von Technik und Kunst vor Athene darstellt. Ganz besonderes Interesse beansprucht der große Lesesaal, ein Kuppelbau von 34 Metern Höhe, da es sich hier um Räumlichkeiten handelt, wie sie der Bibliotheks-betrieb bisher nicht kannte.

Die Handels-Lehranstalt in Dresden. Die Kaufmannschaft in Dresden hat vor kurzem die Handelslehranstalt eingeweiht und damit ein Institut ins Leben gerufen, das einen großen Fortschritt für den Kaufmannstand bedeutet.

Der neue russische Finanzminister. Zum Minister der russischen Finanzen wurde jüngst vom Zaren der bisherige Direktor einer großen russischen Bank, namens Bark, ernannt. Der neue russische Finanzminister, der jetzt im 43. Lebensjahr steht, war früher schon einmal im russischen Finanzministerium tätig, zur Zeit, als Graf Witte das russische Finanzwesen leitete. Man bringt dem neuen Minister in allen leitenden russischen Kreisen großes Vertrauen entgegen.

Frühlingslied.

Alle Vögel sind schon da,
Alle Vögel, alle!
Welch ein Sungen, Kuckuck'n,
Pfeifen, Zwitschern, Tretler'n!
Frühling will nun einmarschieren,
Kommt mit Sang und Schalle.

Wie sie alle lustig sind,
Kint und froh sich regen!
Ansel, Drossel, Kint und Star,
Und die ganze Vogelschar
Wünschel uns ein frohes Jahr,
Lauter Heil und Segen.

Was sie uns verkündet nun,
Nehmen wir zu Herzen:
Wir auch wollen lustig sein,
Lustig wie die Vögelein,
Hier und dort, feldaus, feldein,
Singen, springen, scherzen! Hoffmann v. Fallersleben

Allerlei

Gatgenhumor. „Ihre Stellung als Reisender scheint Ihnen sehr gut zu bekommen, Sie sehen sehr frisch und gesund aus.“ — **Reisender:** „Na ja, man wird ja auch weiß an die frische Luft befördert.“

So ähnlich. „Meine Frau ist richtig weichherzig. Wenn sie jemanden weinen sieht, weint sie gleich mit!“ — „Meine Frau ist ähnlich. Wenn sie jemanden schimpfen hört, schimpft sie gleich mit!“

Wichtige Forderung. Sie: „Dein Freund Paul war hier; er hat die zwanzig Mark schon wieder zurückgebracht, die du ihm kürzlich geborgt hast.“ — Er: „Dann will er sicher bald mehr haben.“

Ein Sonderling. Ein englischer Edelmann hat seine Köchin geheiratet, weil sie das Talent hat, das Mittelrippenstück vom Rindvieh auf eine ganz eigene, wohlgeschmeckende Art zu bereiten. Er hat aber im Heiratskontakt die Bedingung gemacht, daß sie noch immer als Lady eigenhändig kochen muß, aller anderen Rechte unbeschadet. Derselbe Mann litt keine Glocke in seinem Hause; wollte er seinem Diener rufen, so feuerte er eine Pistole ab. **Ueberraschendes Urteil.** In der Meise zu Frankfurt a. M. handelte ein gutgekleideter Mann um ein Pferd mit einem Kofshändler. Er hat den

letzteren um die Erlaubnis, wurde ihm bewilligt; kaum h die Spuren und jagte davon trüger und traf ihn endlich verlangte die Rückgabe des P daß das Pferd mit ihm durc können. Hierauf fällt das G das Pferd, sondern das Pferd den Reiter entgegen. Der Eigentümer zur Bestrafung auszuantworten, künftighat sich abe Reiter, als ein vernünftiger Mensch, mit keinem unvernünftigen Tiere einzulassen, das er nicht zu bändigen versteht.“

Ein Impromptu von Schubart. Bekanntlich hatte der als Dichter und Tonkünstler berühmte Schubart ein entschiedenes Talent, Gedichte aus dem Stegreif zu machen. Er war daher beinahe in keiner Gesellschaft, wo er nicht aufgefordert wurde, auf diese oder jene Person ein witziges Impromptu zu machen. Hier eine Probe davon. Schubart mußte im Anfang seines Organistendienstes in Ludwigsburg noch einen Teil seiner Besoldung an seinen in Ruhe gezeigten Amtsvoherfahren Enslin abtreten. Da er nun einmalks von dem gewesenen Hofmedikus Mörike in einem traulichen Zirkel guter Freunde aufgefordert wurde, ein Impromptu auf Enslin zu machen, hub er an:

Herr Doktor, unter dessen Händen
Wie vor dem Tode alles fällt,
Sie schiden Ihre Patienten
Methodisch in die andre Welt.
Hier ist ein Mann,
Der so nicht lang mehr leben kann,
Und ach, dem Himmel sei's geklagt,
Mit mir an einem Beine nagt.
Wie? wollten Sie sich nicht bequemen,
Ihn in die Kur zu nehmen? T.

Gemeinnütziges

Junge Pflanzen sind in der ersten Zeit ihres Daseins immer sehr empfindlich. Das Laufen im sengten Graze und im Regen aber können sie gar nicht vertragen. Sobald nun die Jungen härter geworden sind, bedürfen sie einer größeren Weide und viel tierischer Nahrung.

Schattige Stellen im Gemüsegarten können Spinat, Salat, Kapuziner und Rabarber mit gutem Erfolge tragen; sie brauchen also nicht brach zu liegen.

Aufzählung.

W	A	B	E
A	D	E	R
B	E	I	N
E	R	N	A

Wird Lauch an Ort und Stelle ausgefät, so erntet man vielen dünnen Lauch. Werden Pflanzen zum Weitergeben auf besonderen Beeten herangezogen, so ist die Zahl der Stauden geringer, doch der Lauch ist dicker.

Silbenrätsel.

a, a, bi, da, e, e, en, ga, ka, le, li, li, mag, mi, na, ne, ne, ne, va, vi, ro, tal, ur,

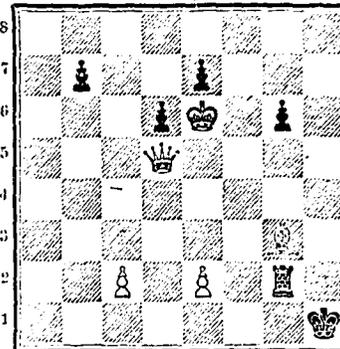
Wilde hieraus sieben Wörter, welche bezeichnen: 1) Einen Mädchenamen, 2) Ein asiatisches Land, 3) Einen Mädchenamen, 4) Desgleichen, 5) Eine russische Stadt, 6) Ein Gefäß, 7) Ein asiatisches Land. — Ihre Anfangsbuchstaben geben ein afrikanisches Land. Fall.

Logogramm.

Wenn Wind und Wasser mich begleiten,
Mann viel Berührung ich bereiten,
Doch, wenn mich Wind und Wasser meiden,
Dann diene ich dir zum Verleiden.
Julius Fald.

Problem Nr. 104.

Von E. Ferber in St. Amarin (Deutsche Schachzeitung 1913) Schwarz.



Mat in 4 Zügen.

Schachlösungen:

- Nr. 102. 1) D e 2 etc.
Nr. 103. 1) L d 1 — 2) Zugzwang.
1) L h 3, K e 3, L g 5.
2) D g 3, D d 6, D e 4 matt.
1) K g 1, K z 5.
2) D f 5 matt.

Wichtige Lösungen:

- Nr. 90. G. Luz in Solingen. — F. Hartweg, Raumbheim-Räfertal.
Nr. 91. M. Würtler in Tübingen.
Nr. 96 u. 97. E. Davids, Dortmund.
Nr. 98. G. Häuer in Schweinfurt. — Prof. A. Wagner in Wien.
Nr. 99. G. Häuer in Schweinfurt. — E. Davids in Dortmund.
H. Auebel in Ravensbrunn.
H. Lies in Weßlingen.
H. Schmittfuß in Emsheim.
Nr. 100. G. Davids in Dortmund. — F. Hill in Nöblichensbroda.
H. Schmittfuß in Emsheim.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Logogramms: Heil, Heil, Heil. — Des Anagramms: Otto, Lotta.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.